

- Konopka, Marek; Strecker, Bruno (Hrsg.):
Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Berlin: de Gruyter, 2009 (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). – ISBN 978-3-11-020956-3. 378 Seiten, € 99,95

(Peter Paschke, Venedig / Italien)

Das Verhältnis von Sprachwissenschaft und populärer Sprachkritik ist bekanntlich nicht frei von Spannungen. So warf D. E. Zimmer in *DIE ZEIT* (Nr. 31/2007: 43) der Sprachwissenschaft ihre deskriptive Neutralität angesichts der rasanten und tiefgreifenden Veränderungen des Deutschen vor:

»Die akademische Linguistik scheint schon die Vorstellung, ein Sprachgebrauch könnte besser sein als der andere, albern zu finden. Nahezu unisono schweigen die Sprachforscher oder wiegeln ab: Alles schon einmal da gewesen, alles halb so schlimm, und wenn schon! Es kommt, wie es kommt, und das ist gut so, die Sprache reguliert sich selbst und braucht keine Belehrungen.«

Die Jahrestagung 2008 des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim, deren Beiträge der hier besprochene Band dokumentiert, kann als Reaktion auf diesen Vorwurf der sprachkritischen Enthaltensamkeit gesehen werden. Im Mittelpunkt standen Fragen wie: »Gibt es so etwas wie richtiges und gutes Deutsch? [...] Welchen Status haben grammatische Regularitäten, Regeln und Normen beim Versuch, Sprache und Sprachen zu erfassen? [...] Wie ist mit offenkundigen Varianten im Deutschen umzugehen? Welche Bedeutung haben grammatische Regeln und Normen im und für den Sprachunterricht?« (VIII)

Die Antworten gliedern sich in vier Themenblöcke: 1. Theoretische Grundlagen, 2. Grammatische Normen – Einsichten und Ansichten, 3. Grammatische Variation und Norm, 4. Ein Blick in die Praxis und über ihre Grenzen. Den Abschluss bildet eine knapp dokumentierte Podiumsdiskussion zum Thema »Wem gehört die deutsche Sprache? Wer kann, darf und soll über sie befinden?«¹

Der zweite Themenblock geht direkt auf das Verhältnis zwischen deskriptiver Wissenschaft und normativem Zugriff ein und sei daher zuerst besprochen. Peter Eisenberg, unter anderem Autor der 6. Auflage des Dudens Bd. 9 (*Richtiges und gutes Deutsch*, 2007), plädiert in seinem Beitrag für ein normatives Engagement der Sprachwissenschaft: »Ich spreche mich erneut dafür aus, das ganze Gewicht einer wissenschaftlich fundierten Sprachkritik auf die Förderung des Standarddeutschen zu legen.« (64) Was richtig ist, ergibt sich nach Eisenberg aus dem »geschriebenen Standard als normsetzender Leitvarietät« (ebd.) und kann korpuslinguistisch erhoben werden. Damit ist jenen Normauffassungen eine Absage erteilt, die sich auf »das bornierte Sprachbewusstsein kleiner Sprechergruppen« stützen und Sprache als soziales Distinktionsmerkmal konzipieren, ebenso aber wird eine schlichte Liberalisierung des Sprachgebrauchs abgelehnt. Um nicht in

blindes Datensammeln zu verfallen, müssen die korpuslinguistischen Befunde freilich auch analysiert werden, so Eisenberg, z. B. hinsichtlich der »Systemangemessenheit auftretender Varianten« (67).

In einem zweiten Beitrag, seiner Rede zur Verleihung des Konrad-Duden-Preises 2008 der Stadt Mannheim, setzt sich Eisenberg ebenfalls mit dem öffentlichen Sprachdiskurs auseinander und widerlegt die These vom vermeintlichen Verfall der deutschen Sprache. Er zeigt, dass Deutsch eine gut ausgebaute, vielfältig verwendbare und sehr gut beschriebene Sprache mit einer großen Zahl von Sprechern und Lernern ist, die auch fremdes lexikalisches Material ohne Probleme integrieren kann. Zwar spielt Deutsch in einigen wissenschaftlichen Disziplinen kaum noch eine Rolle; negative Konsequenzen für die Entwicklung der Sprache werden gleichwohl verneint.

Im dritten Beitrag liefert der Jurist Thomas-Michael Seibert einen für Fachfremde aufschlussreichen Einblick in »Rechtsnormen als Sprachnormen«. Anhand von höchstrichterlichen Urteilen weist der Autor typische Merkmale der normierten juristischen Sprache auf: die sachliche, knappe Darstellung von Sachverhalten, die so erst entscheidbar werden; performative Verben wie *behaupten*, *bestreiten*, *meinen* mit genau festgelegter juristischer Valenz; die Funktion des Konjunktivs, Tatsachen von Behauptungen zu scheiden; den Erzählmodus der Falldarstellung; das Gebot, die Schlussfolgerungen des Gerichts mit dem Vortrag der Parteien zu verknüpfen (Argumentation). Auch der Beitrag des Literaturkritikers Rainer Moritz über den »Umgang der Literatur mit Grammatiknormen« beschäftigt sich, anders als im Untertitel suggeriert, nicht nur mit Grammatik, sondern bezieht stilistische Fragen ein. Eine Ästhetik der Abweichung, einen experimentellen Zugang zu Sprache, wie es ihn im Futurismus, Dadaismus und Expressionismus gab, lässt sich laut Moritz heute (abgesehen von Ausnahmen, vor allem in der Lyrik) nicht beobachten. Allerdings nehme die Unsicherheit in Stil- und Grammatikfragen zu, was mit mangelndem Sprachbewusstsein, mit dürftigem Sprachunterricht oder unzureichenden Lektoraten zu tun habe (111).

Was sind eigentlich sprachliche Konventionen, Regeln und Normen? Mit dieser grundsätzlichen Frage eröffnet Rudi Keller den Themenblock zu den theoretischen Grundlagen. Seiner Auffassung nach ist natürliche Sprache weder ein bloß individuelles Phänomen im Gehirn des kompetenten Sprechers (wie bei Chomsky) noch ein verdinglichtes, vom menschlichen Tun unabhängiges Gebilde. Vielmehr sei sie »unintendiertes Nebenprodukt der kommunikativen Bemühungen zahlloser Generationen einer Population« (15) und »Ergebnis eines potenziell unendlichen Prozesses soziokultureller Evolution« (16). Damit ähnele sie anderen nicht bewusst geschaffenen sozialen Einrichtungen wie Moral, Sitte und Markt. Sprachliche Konventionen ergeben sich demnach naturwüchsig daraus, dass jeder, um sich verständlich zu machen, diejenigen sprachlichen Mittel zu verwenden sucht, von denen er annimmt, auch der Adressat hätte sie an

seiner Stelle benutzt. Dadurch, dass man bei der Wahl der kommunikativen Mittel den Erwartungen des anderen zu entsprechen versuche, komme der Aspekt der Normativität ins Spiel.

Hans Jürgen Heringer nähert sich in seinem Beitrag »Ist das Deutsche grammatisch zu fassen?« der Frage, wie man Regeln erkennen und beschreiben kann. Am Beispiel der Flexion von Syntagmen wie »Walther(s) von der Vogelweide(s) Sprache«, deren Grammatikalität von Linguisten durchaus nicht einheitlich beurteilt wird und die in Korpora in verwirrender Vielfalt auftreten, gelangt er zu dem Schluss: »Sprache ist eben nicht in der Art regulär, wie Grammatiker sich das vorstellen.« (29) Dennoch plädiert er dafür, am (unerreichbaren) Ideal einer möglichst genauen Grammatikschreibung festzuhalten und sich dabei mehr auf Korpora als auf die eigene Intuition zu verlassen. Auch im Beitrag von Marc Kupietz und Holger Keibel (»Gebrauchsbasierte Grammatik: Statistische Regelmäßigkeit«) wird für eine strikte Orientierung am Sprachgebrauch plädiert. Die Autoren haben eine emergentistische Perspektive auf Sprache, »der zufolge alles Regelhafte und Konventionelle in der Sprache ein Epiphänomen des Sprachgebrauchs ist und von den Sprachteilnehmern fortlaufend ausgehandelt wird« (33). Es gebe daher dynamische, kontextgebundene und adaptive Regularitäten im Sprachgebrauch, aber keine festen Regeln der Sprache. Die Vorstellung, Sprache ließe sich explanatorisch adäquat als formales System erfassen, gilt Kupietz/Keibel ebenso als unbewiesen wie die Annahme, sprachliche Äußerungen ließen sich stets hierarchisch in einfachere Bestandteile zerlegen. Auch müsse von dem Ziel einer vollständigen Beschreibung natürlicher Einzelsprachen zugunsten »lokaler Modelle« Abschied genommen werden. Auf dieser Grundlage entwickeln die Autoren sodann einen Forschungsansatz, der ihrer eigenen Einschätzung nach ein neues Paradigma begründet.

Der umfangreichste Themenblock des Bandes ist dem Verhältnis von grammatischer Variation und Norm gewidmet. Unter dem Titel »Normverletzungen und neue Normen« klärt Markus Hundt zunächst, was Sprachnormen sind. Sie bilden z. B. nicht einfach häufige Phänomene im Sprachgebrauch ab, sondern sind stets »wertebezogen« (118); sie definieren, was richtig und angemessen ist, verpflichten zu einem bestimmten Handeln und gehen einher mit Sanktionen. Ausführlich und anschaulich wird sodann geklärt, aus welchen Gründen und auf welchen Wegen es zu Sprachnormverletzungen und zur Etablierung neuer Normen kommt. Dabei vertritt Hundt die These, dass der »Sprachsoverän« (die Gesamtheit der Sprecher) einen stärkeren Einfluss auf die Genese von Sprachnormen hat als Sprachkodizes, Sprachautoritäten, Sprachexperten und Modelltexte, und zwar auf dem Wege nichtintendierter Folgen von Sprachhandlungen (Invisible-Hand-Prozesse). Wolf Peter Klein konstatiert in seinem Beitrag über »Zweifelsfälle als Herausforderung der Sprachwissenschaft«, dass es eine ernsthafte empirische Untersuchung der praktischen Orientierungsprobleme von Sprachteilnehmern

bisher nicht gibt. Im Hinblick auf den Beratungsbedarf plädiert er – ähnlich wie Eisenberg – für ein am Sprachgebrauch (Standardsprache) orientiertes normatives Engagement der Sprachwissenschaft und entwirft ein praktikables Prozessmodell zur Entscheidung von Zweifelsfällen.

Die restlichen fünf Beiträge des Themenblocks widmen sich einzelnen Phänomenen von grammatischer Variation. Meist geht es darum, hinter der Vielfalt von beobachtbaren Formen die tiefere Logik herauszuarbeiten. Dies gilt etwa für Bernd Wieses Beitrag über die starke und schwache Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven wie *einig-*, *manch-*, *solch-*, *viel-*. Ihm gelingt der Nachweis, dass das Ausmaß der Durchsetzung der schwachen Flexion a) von dem Grad der (semantischen) Ähnlichkeit des Pronominaladjektivs mit dem Prototyp des definiten Artikels, b) von der Markiertheit der betroffenen Kasus bzw. der konsonantischen ›Schwere‹ der Flexionsendungen abhängt. Renate Raffelsiefen beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit »Variationsquellen in der Wortprosodie« aus optimalitätstheoretischer Sicht. Zunächst werden anhand von Akronymen unmarkierte prosodische Strukturen herausgearbeitet; in einem zweiten Schritt erörtert die Autorin Ursachen für Abweichungen von der unmarkierten Struktur, nämlich Treuebeschränkungen, Paradigmenuniformitäts- und Bündigkeitseffekte. Prosodische Variation wird erklärt als Ergebnis miteinander konfligierender Beschränkungen. In diesem Zusammenhang wird die Praxis des Aussprache-Dudens kritisiert, Aussprachevarianten zu favorisieren, die auf der (problematischen) Einsicht in die Morphologie klassischer Sprachen beruhen (z. B. die Silbifizierung *ek.lek.tisch* vs. *e.klek.tisch*, vgl. 269). Claudio Di Meola widmet sich »Rektionsschwankungen bei Präpositionen«, die anhand von Korpusanalysen belegt und quantifiziert werden. Der Autor formuliert plausible Hypothesen zu der Frage, welche Präpositionen besonders anfällig für Kasuswechsel sind und welche Faktoren für den Kasuswechsel ausschlaggebend sind: Integrationsprozesse bei Lehnpräpositionen und Grammatikalisierungsprozesse bei sekundären Präpositionen. Von der Sprachnormierung völlig verkannt sei die Tatsache, dass es mehr normwidrige Genitive als normwidrige Dative gibt. Auch würden neue Varianten meist erst dann zugelassen, wenn sie die alten Varianten zahlenmäßig bereits weit überflügelt hätten. Eine kritische Einstellung gegenüber der Sprachnormierung wird auch deutlich im Beitrag von Stefan Lotze und Peter Gallmann zu »Norm und Variation beim Konjunktiv II«. Sie legen zunächst die Gründe dafür dar, dass es beim Konjunktiv II zu Variation gekommen ist (die Ableitung der Formen vom Präteritum widerspricht dem fehlenden Bezug auf Vergangenes, ist daher »antiklonisch«) und erläutern dann die verschiedenen Reparaturversuche, darunter die Verwendung des Auxiliars *würde* bzw. *täte*. Die Dämonisierung der *tun*-Periphrase durch die Sprachpflege wird als Grund dafür gesehen, dass das Deutsche »über ein weniger differenziertes Inventar, als möglich gewesen wäre« (237), verfügt. Eva Breindl analysiert in ihrem Beitrag »topologische Varianten bei

Konnektoren«. Eine umfassende syntaktische und semantische Untersuchung von Elementen wie *weil*, *wobei*, *während*, *aber*, *allerdings*, die sowohl integriert als auch desintegriert (Nullstelle, Vorvorfeld) auftreten, zeigt die systematische funktionale Differenzierung beider Stellungstypen und die kommunikativen Vorteile der z. T. »normativ diskriminierten« (275) Nullstelle. Im Kontrast dazu werden diestellungsprobleme bei *sowohl ... als auch* als Beispiel für eine nicht-funktionale topologische Variation dargestellt.

Der abschließende Themenblock wirft einen »Blick in die Praxis und über die Grenzen«. Roland Häcker bezweifelt in seinem Beitrag zur »Grammatik in der Schule« die in Lehrplänen behaupteten guten Wirkungen von Grammatik, jedenfalls wenn sie sich im Benennen grammatischer Phänomene und im Bilden von Sätzen nach vorgegebenen Mustern erschöpft. Genährt werden diese Zweifel auch durch die Analyse von Abituraufsätzen. Daher plädiert der Autor für eine stärkere Kompetenzorientierung und einen Grammatikunterricht, der zum forschenden Lernen anregt. In ihrem Beitrag zum »Sprachverständnis der Grammatikographie« bezieht Gisela Zifonun die Gegenposition zum emergentistischen Standpunkt von Kupietz/Keibel. Aus ihrer Sicht gilt: »Es gibt eine Sprache hinter dem Sprechen«, und zwar nicht (nur) als mentales Modul (Chomskys Kompetenz), sondern (auch) als soziale Institution (Saussures *langue*), die nach bestimm- und beschreibbaren (grammatischen) Regeln funktioniert. Da Grammatik kommunikativen Zwecken dient, kommt ihr soziale Gültigkeit zu. Anschließend diskutiert die Autorin (u. a. am Beispiel des Markiertheitsabbaus bei den schwachen Maskulina) das Verhältnis von Standard, System und Norm in der Grammatikschreibung. Der abschließende Beitrag von Martine Dalmas über »Normativität in französischer und deutscher Grammatik« beschreibt historische Genese und gegenwärtige Institutionen der französischen Sprachnormierung. Der sprachnormative Diskurs ist laut Dalmas auch in den Medien sehr aktuell, woraus aber nicht geschlossen werden könne, dass Grammatik in Schule und Universität populär sei. Abschließend zeigt die Autorin, dass das französische Ideal der *clarté*, zu dem auch die Abfolge Subjekt-Prädikat-Objekt gehört, mit ihrem Inversionsbegriff den Blick auf die deutsche Syntax verstellt.

Insgesamt bietet das IDS-Jahrbuch 2008 eine Fülle von Perspektiven auf das problematische Verhältnis von Sprachgebrauch, Regel und grammatischer Norm. Als DaF-Dozent vermisst man einen Beitrag zur Grammatik im Fremdsprachenunterricht, etwa zu der Frage, in welchem Maße und auf welchen Stufen grammatische Variation im DaF-Unterricht berücksichtigt werden sollte. Auch ein Beitrag zur Sprachberatung, d. h. zu Art und Umfang des konkret artikulierten Bedarfs an Normierung, wäre aufschlussreich gewesen. Dennoch ist die Anschaffung des IDS-Jahrbuchs 2008 unbedingt zu empfehlen, jedenfalls den germanistischen Bibliotheken.

Anmerkung

- 1 Audio-Mitschnitt unter <http://multimedia.ids-mannheim.de/pub/jb2008/Podiumsdiskussion/> (16.03.2011)

Literatur

Eisenberg, Peter (Bearb.): *Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. 6. Auflage. Mannheim: Dudenverlag, 2007 (Der Duden in zwölf Bänden 9).

- Kotthoff, Helga; Spencer-Oatey, Helen (Hrsg.): **Handbook of Intercultural Communication**. Berlin: de Gruyter, 2009 (Handbook of Applied Linguistics, HAL 7). – ISBN 978-3-11-021431-4. 560 Seiten, € 198,-

(*Maria Balaskó, Szombathely / Ungarn*)

Der vorliegende Band erscheint genau 30 Jahre nach der Veröffentlichung des gleichnamigen *Handbook of Intercultural Communication* (1979), das zum ersten Mal Forscher und Forschungsschwerpunkte eines sich damals gerade entwickelnden Gebietes vereinte. Seither ist die Zahl der Publikationen, die sich mit Problemen der interkulturellen Kommunikation auseinandersetzen, exponentiell gestiegen, aber es mangelt immer wieder an umfassenden wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Mit der Publikation dieses Handbuches wird eine Lücke gefüllt. Das Buch ist der 7. thematische Band in der von Mouton de Gruyter herausgegebenen Reihe *Handbooks of Applied Linguistics*. Ziel der Reihe ist es, zu demonstrieren, dass die Angewandte Linguistik eine wissenschaftliche Grundlage für die Behandlung und Lösung von zahlreichen Problemen darstellen kann.

Die Wissenschaft von Kultur und Kommunikation ist kein einheitliches Untersuchungsfeld, was auch den unterschiedlichen wissenschaftlichen Hintergrund der Autoren des Sammelbandes erklärt. Die 24 unabhängigen Aufsätze werden auf fünf – einen Bogen zwischen Theorie und Praxis spannende – Kapitel verteilt. Aus Platzgründen muss hier allerdings auf eine ausführliche Diskussion eines jeden Beitrags verzichtet werden.

In ihrer Einführung adressieren Helga Kotthoff und Helen Spencer-Oatey die Grundfragen, auf die anschließend in den einzelnen Kapiteln genauer eingegangen wird. Der Begriff »Interkulturelle Kommunikation« wird in zahlreichen Publikationen unterschiedlich definiert, deshalb stellen die Herausgeberinnen hier ihre, dem Band insgesamt zugrunde gelegte Bestimmung des Konzeptes vor. Sie nehmen einen pragmatischen Standpunkt ein, der davon ausgeht, dass jede Person aufgrund ihrer Nationalität und ihrer Herkunft, ihres Berufs, Geschlechtes, Alters, sozialen Status' usw. multiple Identitäten ausbildet und demzufolge parallel mehreren Kulturgruppen angehört. Die Komplexität der Kul-